

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

30.1.1916 (No. 5)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 5

Karlsruhe, Sonntag, 30. Januar

1916

Inhalt: Der Krieg. Von Abraham a Santa Clara. — Etwas von der Kunst Wilhelm Steinhausens. Von Karl Hesselbacher, Karlsruhe. — Emil Strauß und die badische Dichtung. Von Rudolf Karl Goldschmit. — Deutscher Objektivismus. Von Erich Illienthal. — Das Duell.

Der Krieg.

Tot plagis tiindimur, et vix
Fleclimur in melius.

Wir sind durch so harte Streich
Dennoch nicht zum Guten weich.

Der Trummeln Brummelton, das Schallen der Trompeten,
Der Pauken Bidipump¹ verschuechet Fried und Ruh.
Die Fürsten mögen sich jetzt selbst mit Helmen fretten.²

Der trägt Pfeil und Tarisch³ und jener Schwerter zu.
Die Menschen selbst sind hässig dort und hie.
Die Wahlstatt ist die Welt, das Volk das Opferdich.

Wer wollte nicht dabei die Eisenzeiten kennen?
Der Kopf steckt unter Stahl und Eisen, daß uns graust.
Die Schaubenknaben⁴ sieht man schon mit Degen⁵ rennen.

Und Mann und Jüngling führt das Eisen in der Faust.
Wie kommt's, daß Gott die Welt mit Eisen peitscht und preßt?
Weil sich ihr Eigensinn nicht anders ziehen läßt.

Abraham a Santa Clara.

¹ = Schallnachahmung. — ² = Sich abplagen. — ³ = Reiterschädel. —
⁴ = Von Schaub = 1. Sax, brennende Strohwinde als Fackel. ² Brand-
(stiftung). — ⁵ = Der Vorkenteer heißt auch schwarzer Degen (litauischer Balsam).

Etwas von der Kunst Wilhelm Steinhausens.

Von Karl Hesselbacher, Karlsruhe

Es mag etwa 20 Jahre her sein — da fiel mir ein Buch in die Hände, das hieß: „Geschichte der Geburt Jesu Christi“. Liebenswürdige kindlich-fröhliche Reime waren's, in denen ein damals viel genannter Dichter, Heinrich Steinhausen, der Dichter der „Irmela“, den biblischen Stoff erzählte, wie etwa ein treuherziger fahrender Sänger die heilige Geschichte unter den Linden der deutschen Dörfer erzählt haben mochte. Mehr als die holzschnittartigen Verse aber interessierten mich die Holzschnitte, die das hübsche Buch zierten. „Hei, das ist ja ein neuer Ludwig Richter!“ rief ich. Aber der Freund, dem das Buch gehörte, sagte lächelnd: „Das ist doch ein anderes Stück Kunst! Sieh nur näher zu!“ Und wahrhaftig — die Gestalten, die da sich zeigten, vom Kaiserherold, der in Nazareth die Botschaft des Augustus verkündigt, bis zu der ermatteten Maria, die schweratmend am Balkenzaun mitten im Schneefeld steht, von dem Engelreigen über den Hirten auf dem Feld bis zu den Boten, die ins hochgelegene Krankenstüblein die Verkündigung von der Geburt des Weltenerlösers tragen: das waren Gestalten ganz eigener Art. Sie waren Menschen, aus denen die Kraft der niederdeutschen Seele leuchtete. Menschen, in die man sich erst ein Weilchen hineinschauen mußte, bis sie anfangen zu reden. Die Bilder gingen nicht so leicht ein wie die Annut Ludwig Richters. Sie waren schwerblütiger, herber. Aber es lag viel „hinter ihnen“ — und dieser hat einmal gemeint, ein Bild werde erst dann groß, wenn es viel „hintendran“ liegen habe. Aber eines war sicher: es waren Bekenntnisse eines kindlichen, schlicht-frommen Gemütes, das etwas sagen wollte von der Geburt eines großen starken Glaubens in der Menschenseele!

Von da an war mir Steinhausen einer der Meister geworden, von denen ich innerlich lebte. Ein Deuter großen Innenlebens! Ich habe seinen Christus zu verstehen gesucht. Wo ich den zum ersten Male sah, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich in der Ausstellung der Christusbilder, die anno 98 auch in unserer Stadt zu sehen war. Nicht als ob ich geglaubt hätte, dieser Steinhausen-Christus habe das Problem der Christusdarstellung gelöst. Denn das ist nie zu lösen, weil jede Zeit und damit auch die Kunst jeder Zeit sich ihren Christus erschaffen muß aus ihrem tiefsten innersten religiösen Leben heraus. Und darum wird jede Christusdarstellung an ihrer notwendigen Einseitigkeit leiden müssen. Aber der Steinhausen-Christus hatte etwas, das zu uns damals noch recht jungen Leuten mit wuchtiger Eindringlichkeit redete. Er war so ganz anders, als wir uns Christus dachten. Er hatte nichts von dem Kämpfer, den wir in Christus liebten, nichts von dem Neugeborenen, von dem Reformator, für den wir uns begeistert hatten, nichts von dem Zukunftsreichen und Zukunfts-sicheren, als den wir ihn innerlich sahen. Aber freilich auch nichts von der süßen Milde, die der Christus der „Nazarener“ gehabt hatte. Nichts mehr von Schnorr oder Overbeck oder Hofmann. Und doch führte eine Linie nach jener Innigkeit und Zartheit, die die hinter uns liegende Zeit ergriffen hatte. Nur daß der Christus Steinhausens straffer, in sich zurückgezogener, beherrschter war, als der herkömmliche Christus. Aber über dieser festen Männlichkeit lag eine eigentümliche Wehmut. Damals schien es mir, als sollte unter diesem Bilde stehen: „... Ihr wißt nicht, was zu eurem Frieden dient!“ Der Mann, der um eine verlorengehende Welt trauert, die ihren einzigen Freund ausstößt, und der doch mitten in seiner Trauer mit einem letzten suchenden Blick diese Welt zu gewinnen sucht... das war Steinhausens Christus für uns.

Er wollte uns nicht recht in den Kopf und noch weniger ins Herz, uns Stürmern und Drängern, die wir glaubten, eine neue Zeit, die Zeit des „sozialen Christentums“ schaffen helfen zu dürfen, und darum einen siegesfrohen Christus brauchten. Später, als ich meinen jungen Freunden zum Abschied aus der Christenlehre den anklopfenden Christus Steinhausens als Andenken mitgab, hat mir ein Vater eines meiner Konfirmanden gesagt — und ich mußte lächeln, weil ich die Stimme meiner eigenen Jugend wieder vernahm —: „Ich weiß nicht, warum dieser Christus so finster und so traurig ist. Sie sollten den jungen Leuten einen Christus schenken, der sie mit frischer Freude ins Leben hineinführt!“ So war es uns allen damals zumute.

Aber wir sind seither ein gut Stück im Leben gewandelt, und wir haben das Lied von den „Wenigen, die berufen sind“, singen gelernt. Wir verstehen jetzt, warum Steinhausen den Pilgersmann malt, der, von wenigen aufgenommen, durch die Lande zieht und den wenigen die Macht verleiht, Gotteskinder zu werden. Es ist das Leid des Frommen, das aus diesen Bildern spricht: das Leid über den niederen Sinn der „Vieles“, denen doch der wahre Freund des Volkes helfen möchte. Die Trauer über die Torheit, die den wahren Schatz der Seele von sich stößt und sich mit Träbern satt machen läßt. Das Leiden mit der Welt, die sich selber verliert, wo doch einer da ist, der sie zu sich selber bringen möchte. Das uralte Leiden der Propheten und der Erlöser.

Darum ist die religiöse Kunst Steinhausens die Kunst eines im Leben Gereiften und zum Menschenkenner Gewordenen. Ihm handelt sich es allemal um dieses innerste Verhältnis des Vergänglichsten zum Ewigen. Es liegt über seinen Bildern der Hauch des Mystikers: „Wem Zeit wird wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Leid!“ Darum sind seine Helden alle die innerlich Großen und äußerlich Kleinen, die zur Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott hindurch gedrungen sind: Abraham am Gottesaltar zusammengefunken unter dem Sternenhimmel, berührt von dem Hauch des Ewigen, und Paulus, umhüllt vom Flammenmeer des Lichtes einer oberen Welt, und Petrus, gedemütigt im Uebergewicht seiner Schuld und wieder erhoben von einer Liebe, die alle abgebrochenen Brücken neu zu schlagen versteht.

Als Steinhausen groß vor uns ward, war es den Aelteren nicht immer leicht, einen Weg zu ihm zu finden. Einer der älteren Freunde

sagte mir damals: „Ach, er gehört auch den Neuere an, die nicht zeichnen können!“ Wir standen vor einer billigen Reproduktion seines Blattes von der Kreuzigung. Da hat ich den Freund, mit mir zu der Steinhäuser-Ausstellung zu gehen, die damals — es muß im Jahre 1906 gewesen sein — hier im Kunstverein stattfand. Da war eine Bleistiftzeichnung dieses selben Blattes. Als ich den Freund vor dieses Blatt geführt hatte, wurde er ganz still. Dann wurden seine Augen feucht. Wahrhaftig — und er war keiner von den Weichmütigen. „Ach, diese unendliche Hoheit und Güte in diesem Gesicht des Christus!“ rief er. „Und dies sehnsüchtige Verlangen in dem Gesicht des Schächers! Größeres gibt es nicht auf dieser Erde. Das ist wirklich die göttliche Barmherzigkeit, die sich der armen Welt zuneigt!“ Ich spürte es dem Alternden an: da rief die Stimme der eigenen Glaubenssehnsucht nach der Glaubensgewißheit des Künstlers!

Und das hätte ich dem Künstler selbst gerne erzählt, wenn ich einmal seiner wirklich länger habhaft geworden wäre. Denn ein kurzes Gespräch, das ich mit ihm führte, zeigte mir seine tiefe, tiefe Bescheidenheit. Es war am Tag unseres Thoma-Jubiläums. Wer von denen, die dabei gewesen sind, erinnert sich nicht der zwei wundervollen Greisenköpfe, die da über die Ehrentafel hinüberschauten: Hans Thomas frisches leuchtendes Gesicht und das still-ernste, bleiche Antlitz seines Freundes Steinhäuser? Damals kamen wir mit dem Meister in eine Unterhaltung, in der er seine Befürchtung aussprach, daß die religiöse Kunst der wahren Frömmigkeit Gefahr zu bringen drohe. Sie lenke die Seele nach außen, während der wahrhaft Gläubige nach innen leben müsse. Sie versuche den Menschen, der doch nach Tiefe verlange. Sie führe in die Welt des Scheins, während doch — wenn irgendwo — in der Religion nur die Welt des Seins gelte, und diese Welt des Seins, die allein allen Hunger und Durst der Seele stillen könne, sei die Welt des reinen Geistes. Der Maler hat damals uns Theologen ermahnt, wir sollten uns nie in die Zeitmode der Begeisterung für religiöse Kunst verkeren, sondern das Evangelium „im Geist und in der Wahrheit“ verkündigen.

Wir lauschten damals ehrfürchtig den Worten des Meisters. Und doch hätten wir ihm am liebsten gesagt: „Deine Kunst ist die Offenbarung eines lautereren Gemütes, das im Evangelium wurzelt, und darum kann sie nicht anders, als die Seele zum Evangelium zu führen.“ Damals hätte ich ihm gerne die Geschichte erzählt von meinem älteren Freund, den die Zeichnung vom Heiland am Kreuz hineingehoben hat in die Welt des höchsten Heiligums, in dem die verlangende Seele eins wird mit dem Gott, den sie sucht.

Deutsche Frömmigkeit wird immer etwas von dieser stillen Art an sich haben müssen, die sich wegbegibt von dem Wege der vielen und das Kämmerlein aufsucht. Da ist ihre Kraft — und darum ist Steinhäusers still-innerliche Kunst eine Verkündigerin dieser echt deutschen Glaubensgröße!

Emil Strauß und die badische Dichtung.

Zum 50. Geburtstag des Dichters — 31. Januar.

Von

Rudolf Karl Goldschmit.

Eine badische Literatur haben wir eigentlich erst seit jenem Jahre, da in einem Stuttgarter Verlage ein kleines Oktavbändchen eines jungen Dichters aus dem Badischen erschien, das Erstlingswerk eines Karlsruhers, der die Jurisprudenz an den Nagel gehängt hatte und der mit dieser Dichtung beim guten braven Bürger der Residenz fast wie ein Gewitter wirkte. Das war 1855. Immerhin hatte Schefel in den ersten Jahren gerade in seiner Heimat recht viel Widerspruch und böswillige Ablehnung erfahren. Jede Würdigung badischer Dichter könnte man mit einem Klageged über die Gleichgültigkeit unserer Landsleute beginnen. Und noch heute kann man manchem sonst recht verständigen Kopf begegnen, der die Möglichkeit einer badischen Literatur geradezu leugnet. Man spricht nur von pfälzischen und alemannischen Dichtern und unterschätzt dabei den Einfluß politischer Prägung und landschaftlicher Struktur auf die Entwicklung des Dichters, wenn man immer nur den Stammesbegriff als charakterbestimmend gelten läßt. Es gibt heute wohl eine badische Literatur, und es liegt nicht an den Künstlern, wenn man wenig von ihr hört, sondern am Publikum. Es fällt diesem schwer, sich darauf einzustellen. In den letzten Jahren lebte einer, der nur aus seiner badischen Landsmannschaft heraus verstanden werden kann: Albert Geiger. Aber er kam nicht zur vollen Entwicklung. Seine beste Kraft hat er an dramatischen Bestellungen vergeudet, ohne daß ihm gesagt worden wäre, daß er ein unmöglicher Dramatiker und ein nur mittelmäßiger Lyriker, aber einer unserer besten Erzähler ist. So hat Emil Götts gedurft und so ist heute noch nicht einmal jedem Gebildeten in Baden bekannt, daß die stärkste dramatische Kraft unter

den jungen deutschen Dichtern Hermann Burte ein Badener ist. In München und Dresden fährt man ihn auf, in Karlsruhe nicht.

Badisch ist auch der Dichter, der am letzten Januarstage fünfzig Jahre alt wird: Emil Strauß. Als Dichter des „Freund Hein“ und allenfalls des „Engelwirt“ kennen ihn die meisten — oder vielmehr einige. Aber in der Beschränktheit seiner künstlerischen Eigenart ist er doch auch ein deutscher Dichter, unter den lebenden Erzählern einer der reifsten. Das soll keine kleinliche Werterschätzung oder philiströse Backfischverhimmelung sein. Er ist es.

Das äußere Leben unseres Emil Strauß ist in einfachen Linien verlaufen. Er ist am 31. Januar 1866 in Pforzheim geboren; — aus der weitverzweigten Familie der musikalischen Straüße, aber aus der badischen Familie. Sein Großvater Joseph Strauß war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hofkapellmeister am Karlsruher Hoftheater und hat hier als Erster Wagners „Lohengrin“ dirigiert. So ward dem jungen Emil die Musik, die nachher aus der Sprache seiner Dichtungen wie aus dem Leben seiner Menschen eine so wundersame Melodie erklingen läßt, schon als väterliches Erbe in die Wiege gelegt. In seiner Vaterstadt und in Karlsruhe und Mannheim besuchte er das Gymnasium; wie jeder, der nicht nach der Schablone gemodelt ist, hat er schwer unter der Schulfucht gelitten. Anders ist die stammende dichterische Anlage seines Schultromans nicht zu verstehen. Freiburg und Berlin und Lausanne sehen ihn im Hörsaale der Philosophen und Nationalökonomien. Das, was man so einen „flotten Bruder Studio“ nennt, ist er jedenfalls nie gewesen. Dazu war er zu ernst und zu tief. In jenen Jahren fand er auch mit einer heute längst verschollenen Novelle, einer Tiergeschichte, den Weg zur Zeitschrift der jüngst-deutschen Stürmer und Dränger, zur „Gesellschaft“. Er lebte viel auf dem flachen Lande; 1893 und 1894 sogar unter den deutschen Bauern in Brasilien und seither wieder in der deutschen Heimat, bald hier, bald dort. Mehr braucht man zum Verständnis der Werke des Dichters nicht zu wissen.

Drei Novellen läßt der Dreißigjährige vereinigt 1890 unter dem Titel „Menschenwege“ erscheinen. Das war sein erstes Buch. Es sind drei Geschichten, in Form gefaßt; Erlebnisse in Brasilien; Ausschnitte, Episoden; also durchaus keine kunstgerechten Novellen im Goetheschen Sinne, aber vollendete Spiegelung seelischer Stimmungen. Diese Erinnerungen an seine brasilianische Zeit sind im Empfinden durchaus deutsch. Die erste „Das Ruder“ ist nicht viel mehr als eine stimmungsfatte Studie. Aber schon die Geschichte „Auswanderer“ ist durchaus kraußisch. Mit zarter Hand bringt er uns das Schicksal eines deutschen Mädchenschulprofessors aus Baden nahe, der einst in einer heißen Stunde seine Schülerin mit dem Weibe in der Schülerin verwechselt und, aus Amt und Familie verjagt, drüben überm Meer nun einen seelischen Ausgleich für die inneren Stürme sucht. In dem märchenhaft-zarten „Prinz Widuwitt“ taucht für ein paar Sekunden eine Gestalt flüchtig auf, ein Heiner: „Er war trotz unfähigen Fleißes ein schlechter Schüler, und was soll auch die lebendige Musik auf dem Gymnasium. — Er starb früh.“ Dieser Heiner ist der Held des Romanes, der Emil Strauß den Erfolg brachte: „Freund Hein“. In Karlsruhe wächst der junge Heinrich Lindner auf, als Sohn eines Anwalts im Hardtwaldstadteil. Aber die Musik stand ihm näher als die Mathematik. Weil er halt gar kein „Brüchtle“ wird, sondern ein zarter Knabe bleibt, scheiterte er. Durchs Gymnasium muß er, und als er nicht durchkommt, erschießt er sich. Die paar Menschen dieses Romanes, der Heinerle; der Vater, der seinen Sohn so leidenschaftlich liebt, die Helene, Heiners Gespielin und Freundin, die ihm leicht mehr sein könnte; der frische trohige Lebenszwinger Karl Rothwang; wie leibhaftig stehen alle diese Menschen da. Sie werden uns so vertraut wie Geschwister und Freunde, und wo man mit Menschen zusammentrifft, meint man, müßte man ihnen begegnen. Als „Freund Hein“ kommt der Tod zum Heinerle, als Erlöser. In lässiger, abgeklärter Ruhe schneidet Heinerle den Faden durch, der ihn mit dieser Welt verbindet. Das ist in diesem Romane des Dichters größte Kunst, zu lehren, ohne lehrhaft zu wirken, zu läutern und zu heben, ohne die Zweckhaftigkeit zu enthüllen. „Freund Hein“ führt am raschesten zur Eigenart des badischen Dichters. Es ist ein badisches Heimatsbuch mit allen heimelichen Schönheiten unseres Landes. Badische Kunst ist auch sein historischer Roman aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege „Der nackte Mann“, die Geschichte vom Kampfe der lutherischen Stadt Pforzheim gegen den kalvinischen Ansturm vom markgräflich-burlachischen Hofe her. Aber dieser Streit gibt nur das Relief für die buntesten und mannigfaltigsten Gestalten und Schicksale. Im „Engelwirt“ erzählt Strauß einen echten Schwabenstreich vom Engelwirt Wasmer — der sicher aus der Pforzheimer Gegend stammt. Gar zu gern möchte der einen Duden haben, und da seine Frau diesen Wunsch nicht erfüllen kann, so gerät er an die Magd. Aber es wird ein Mädel. Und der Engelwirt und die Magd entfliehen mit ihrem Kinde der Lächerlichkeit der Dorfbewohner nach Brasilien. Dort verliert der Wasmer nach einander sein Geld und die Magd. Nach sechs Wochen sieht er wieder mit seinem Kinde vor seiner Frau. Einfach und schlicht mit Bedächtigkeit wird dies dörfliche Idyll gemalt. Keusch und mit zurückhaltendem Zartgefühl weiß Strauß in den „Kreuzungen“

moraltisch gefährliche Konflikte zu lösen und die bedenklichsten Verhältnisse zwischen Mann und Weib zu legitimeren vor dem Weltgefühl des Menschen. Kurz vor dem Kriege sammelte Strauß drei seiner gefühlswarmen Geschichten „Hans und Grete“. Sie stehen auf der dichterischen Höhe des „Freund Hein“.

Der Dramatiker Emil Strauß hat nicht die Kunst gefunden, die er verdiente. Gewiß, er ist nicht der dramatische Gestalter, den wir erhoffen. Sein „Don Pedro“, der eben neu bearbeitet erscheint, entbehrt der großen dramatischen Linie, der dramaturgischen Kaufkraft, aber er ist doch das Werk eines Dichters, und da es Reinhardt in Berlin und das Hoftheater in München demnächst aufführen, so ist eigentlich nicht zu verstehen, warum die Karlsruher Hofbühne sich nicht um unseren Dichter kümmert. Aber schließlich muß man ja auch nach anderen Großstadtbühnen gehen, um die Badener Burde und Götter zu sehen. Denen bleibt die heimische Hofbühne ja auch verschlossen.

Als Erzähler wird Emil Strauß dauern. Uns Badenern soll er doppelt teuer bleiben. Er ist untrennbar mit der oberrheinischen Erde verbunden, in dem Ernste, mit dem er das Leben unter den Menschen meistert, und in dem Humor, womit er sich von allen Hemmungen dieser Welt befreit. Seine Sprache gleitet in musikalischen Rhythmen dahin. Aus den Eigenheiten der badischen Mundart formt er sich in vollendeter Meisterschaft seine eigenen Bausteine für seine Dichtungen. Unter seinen Händen erhalten abgegriffene mundartliche Ausdrücke einen neuen eigenartigen Glanz und Schimmer, eine überraschende Weichheit und Schmiegsamkeit, banale Worte und Begriffe eine individuelle Farbe und charakteristischen Wert. Alle Farben liegen auf einer Palette, dunkle und helle, rein und klar, vermischt und düster. Seine Welt ist reich und die Grenzen seiner Kunst sind weit gesteckt.

Emil Strauß ist auf der Höhe des Wegbogens seiner Weltwanderung angelangt. Er steht heute in dem Alter, in dem in Baden wie im übrigen Deutschland ein Künstler „entdeckt“ wird. Um diese Zeit wurde uns ja auch Hans Thoma gegeben; als der Schwarzwälder dann siebzig Jahre alt ward, richtete ihm die Stadt Karlsruhe ein großes Fest. Wir haben inzwischen in Karlsruhe ja einen Verein für heimatische Kunstpflege gegründet gesehen. Mag er dafür sorgen, daß es nicht noch zwanzig Jahre dauert, bis man sich in Baden des Reichstums bewußt wird, den Emil Strauß spenden kann. Warten kann ja der Dichter schließlich, bis die große Masse zu ihm kommt. Er hat uns Junge hinter sich, und das gibt ihm die Gewißheit, daß auch seine Zeit kommt.

Deutscher Objektivismus.

Von Erich Klimenthal.

Für ganz kurze Zeit mußte es einen gewissen Reiz haben, Bürger eines neutralen Kleinstaates zu sein. Denn wenn man nicht gerade ein durch Quartierlatein-Erinnerungen und anderes herausgeratener Künstler ist oder ein durch Kriegsgewinne großemwahnsinnig gewordener Zwischenhändler, so mußte eine Reise nach Deutschland in jetziger Zeit doch ein Erlebnis sein, das eine völlige Umwälzung in dem Gehirn des neutralen Kleinstaates verursacht. So ein Mensch, der nun seit vielen Monaten seine Ansicht über den Gang der Weltgeschichte aus seinem täglichen neutralen Lieblingsblatt schöpft und der für Zeitungsnachrichten ein gutes Gedächtnis hat, muß im Laufe der Kriegszeit zu etwa folgenden Anschauungen gekommen sein: Alle die Deutschen, die er früher einmal kennen gelernt hat, denen er zufällig begegnet ist und die ihm im großen und ganzen als friedliche und umgängliche Menschen erschienen, und neben denen er ohne jede Furcht im Gasthause gesessen hatte und sein Glas Bier getrunken, diese Deutschen, die sogar hin und wieder Töchter seines Landes geheiratet und glücklich gemacht hatten, sind seit dem 1. August 1914 wie umgetauscht.

Seit diesem Zeitpunkt haben sie alle mit Vorliebe belgischen Kindern die Hände ab, verbrennen Frauen massenhaft bei lebendigem Leibe, begehen, wie es im Zeitungsddeutsch heißt, „unzählige unennbare Grausamkeiten“ und zerstören rein zum Vergnügen Tausende von Städten und Dörfern. Nebenbei martern sie auch noch Gefangene und sind eine Art europäischer Amol-Läufer geworden. Seit dem 1. August 1914 sind Senegalneger, Maori und Fidschi-Inulaner im Vergleich zu den Deutschen hart besaitete Naturen, und die deutsche Kultur, von der noch im Jahre 1914 so viel Aufhebens gemacht wurde, ist, um mit Chesterton zu reden, nichts als eine pedantische Barbarei, die den Dummen aller Zeiten und Länder durch die Gesichtslichkeit irgend eines geistigen preußischen Feldwebels vom Schläge der Kant, Goethe und anderer barbarischer Pedanten eingeredet worden ist. Damit noch nicht genug. Seit die Deutschen Krieg führen, sind sie unglaublich dämlich geworden. Von Strategie haben sie — das beweist jeder neutrale Grüne-Tisch-Militär allwöchentlich dreimal — keine Ahnung, und ihre berühmten Kanonen sind ein Riesenschwindel. Sie stürmen immer ganz unmodern in dichten Massen, die Offiziere mit dem Revolver in der Faust hinterher, fallen bei jedem Kampf wie die Fliegen, und der russische und französische Soldat, gar nicht zu reden von den Engländern, sind an geistiger Kapazität diesen nur durch die brutalste Disziplin in den Kampf geschleppten Memmen unendlich überlegen.

Alle Siege, die die Deutschen trotzdem bisher errungen haben, sind entweder durch ihre erdrückende Uebermacht und ihre unerhörte rücksichtslose Menschenopferung möglich gewesen, oder durch eine allen anderen Völkern ganz fernliegende, unglaublich unfeine Kampfweise. Wenn man die deutschen Siege überhaupt kritisch betrachtet, so waren sie allesamt bedeutungslos, denn kein deutscher Sieg reicht an Genialität an die siegreich durchgeführten Rückzüge der Entente-armeen heran. Das Ende Deutschlands ist nur eine Zeitfrage. Wenn die Deutschen nicht verhungern, so fallen sie entweder durch die russischen Bajonette, durch die französische Artillerie oder von der Hand der sicher einmal kommenden Rekrutenarmee der Engländer; denn man muß nicht vergessen, daß bisher bekanntlich sich die Engländer überhaupt noch nicht ernsthaft mit dem Krieg beschäftigt haben. Aber wenn der britische Löwe erst einmal — usw. Im übrigen sind die Deutschen ja beinahe schon vollständig besiegt. Sie haben noch nicht einmal ganz Frankreich erobert; und von Rußland besitzen sie im Verhältnis zum Lande nur ein kleines Stück; London ist noch immer nicht niedergebrannt, und englische Handelsschiffe gibt es immer noch.

Und die Zustände in Berlin! Neulich wollten 50 000 verzweifelte Frauen den Reichstag stürmen. Das stand im „Figaro“ oder im „Matin“ und natürlich auch in den Lieblingsblättern der Neutralen. Vor den Bäckereien und Buttergeschäften fließt das Blut täglich in Strömen. Das ganze Volk ist in einem Trauma von Wut und Verzweiflung, und jeder Mensch knirscht, statt die Zeit zu wünschen, ein verzweifelltes „Gott strafe England“ hervor. Automobile sind in den deutschen Großstädten nur noch eine Sage. Die wenigen, die vorhanden sind, wie ein dänisches Blatt, „Berlingske Tidende“, schrieb, den Männern vorbehalten. Frauen ist die Benutzung, außer wenn sie Krankenpflegerinnen sind, streng verboten.

Der Neutrale, der so vorbereitet nach Deutschland reist, muß, wenn er imstande ist, sich von der Weltjugend los zu machen und seine gesunden fünf Sinne zu gebrauchen, einen Wutanfall gegen sein bisheriges Lieblingsblatt bekommen. Es ist eben alles anders, als er seit 16 Monaten täglich gelesen hat, und seine auf Drucker-Schwärze fest gegründete Weltanschauung muß ins Wanken kommen. Er erfährt mit Erstaunen, daß Deutschland heute vom ersten bis zum letzten Mann weiß, daß es nicht nur nicht besiegt werden wird, sondern daß der große Sieg nur noch eine Zeitfrage ist. Wenn also diese erste Grundtatsache festgestellt worden ist, ergibt sich die Korrektur des neutralen Weltbildes von allein, und es bleibt diesem geistig ganz gesunden, aber leider bisher nur theoretisch in Erscheinung getretenen Neutralen nur übrig, noch die eine große Entdeckung zu machen, daß die Deutschen genau so sind, wie sie vor dem Kriege waren, daß sie sich auch während des ganzen Krieges treu geblieben, und nach wie vor das objektive Volk der Erde sind.

In allen Cafés und Wirtschaftshäusern wird man Leute finden, die mit Seelenruhe die „Times“ und den „Matin“ und manches andere Duzend feindlicher Blätter lesen. Man kann in Deutschland französische Kriegsfilme sehen und für seine Kinder alle Arten feindlicher Bleisoldaten mitbringen, mit den Uniformen der ganzen farbigen Entente, vom Engländer bis zum Buschmann.

Wenn der theoretische Neutrale auch mit gebildeten Deutschen in Berührung kommt, wird er zu seinem Erstaunen immer noch manches würdige Wort über Frankreich, vielleicht sogar über England hören. Wenn er vorher in Paris gewesen ist und Vergleiche zieht, wird er erstaunt sein; denn was er in Paris und auch in London über den einzelnen Deutschen gehört hat, war selten etwas anderes als Verächtliches und Gemeines.

Dieser Objektivismus, den die Deutschen vielleicht nur in ein paar Kriegswochen verloren hatten, und den sie seitdem wieder gewonnen haben, ist wohl der stärkste Beweis für das unerschütterliche Vertrauen in die eigene gefestigte Kraft.

Es gibt kein Volk der Erde, das so tief herunter in allen Schichten das Streben nach objektiver Gerechtigkeit besitzt, ein Streben, das heute mitten im Kriege die Gewißheit gibt, daß alle Kriegswirklichkeit das so lebende Sehnen nach der klaren Höhenluft des reinen Gedankens nicht hat unterdrücken können. Dieser Objektivismus den Feinden gegenüber, der über allem Schmutz und Haß, mit dem man und bewirkt, hinweg auch beim Gegner nach den inneren Beweggründen forscht, statt einfach und instinktiv zurückzuweichen, ist vielleicht der einzige Beweis, der heute schlüssig dafür geführt werden kann, daß wir immer noch wie vor 120 Jahren das Volk der Dichter und Denker sind.

Ob in diesem hohen Vorzug, den wir gegenüber den anderen haben, nicht auch der Grund dafür verborgen liegt, daß unsere kulturpolitische Auslandspropaganda eine so geringe Ueberzeugungskraft besaß, ist eine Frage, die einmal gründlich untersucht zu werden verdient. Man darf nicht vergessen, daß es kein Zufall war, daß unsere äußere Weltgeltung niemals geringer war als damals, als Deutschlands Dichten und Denken auf der Höhe stand, und Deutschland mit uneigennützigem Objektivität das geistige Gut aus aller Herren Länder sammelte und neu verteilte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß viel von diesem Geist, der nur für Deutschland paßt und sich durchaus nicht zur Ausfuhr eignet, in die deutsche kulturpolitische Auslandspropaganda hereingekommen ist und ihre Durchschlagskraft gebrochen hat.

Wir haben eben bisher noch nicht klar erkannt, daß kulturpolitische Auslandspropaganda bei den Engländern und allen übrigen Völkern stets und ständig Kultur im Dienste der Politik ist, das heißt, ein in der hohen Schule der Politik scharf zurechtgerittener Idealismus, aus dem alles entfernt worden ist, was als Tummelplatz für ideologische Phantasien dienen und die beabsichtigte rein politische Wirkung beeinträchtigen könnte.

Das Duell.

Aus dem Buch „Thil Ulen Spiegel und Damm Goedzack“ von Charles de Coster, das Friedrich von Oppeln-Bronikowski in mustergültiger Uebersetzung neu herausgibt, bringen wir mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Jena, folgende meisterhafte Schilderung zum Abdruck:

Das Wasser reichte Ulen Spiegel bis an die Schenkel und oftmals hob ihn eine tückische Welle in die Höhe, ihn und sein Pferd.

Er sah die Fußsoldaten vorbeiziehen, die ein Säcklein mit Pulver auf dem Hut und ihre Büchsen in der Luft trugen. Dann kamen die Karren, die Hakenbüchsen, die Feuerwerker, die Zündstöcke, Feldschlangen, doppelte Feldschlangen, Falkonetts, Quartierschlangen, halbe Quartierschlangen, doppelte Quartierschlangen, Bombarden, doppelte Bombarden, Kanonen, Mörser, Kammereschlangen, kleine Feldstücke, so auf Prohwagen gelegt und von zwei Pferden gezogen, im Galopp sich bewegen konnten. Sie glichen auf ein Haar denen, so Pistolen des Kaisers genannt wurden. Hinter ihnen kamen die Landsknechte und flandrischen Reiter zum Schutze der Nachhut.

Ulen Spiegel suchte einen erwärmenden Trunk. Der Schütze Riesenkräft, ein magerer, grausamer Hüne, schnarchte neben ihm auf seinem Schlachtroß und dunstete nach Brantwein. Ulen Spiegel suchte ein Fläschlein auf der Kruppe seines Pferdes und fand es, mittels einer Schnur wie ein Behrgehent umgehängt. Er durchschnitt die Schnur, nahm das Fläschchen und schlürfte wohlgenut daraus. Seine Kameraden, die Schützen, sagten ihm zu:

„Gib uns davon.“

Das tat er. Nachdem der Brantwein ausgetrunken war, knotete er die Schnur des Fläschchens und wollte es wieder auf die Brust des Söldners hängen. Als er den Arm erhob, um solches zu tun, erwachte Riesenkräft. Er nahm das Fläschlein und wollte seine gewohnte Kuh melken. Da er fand, daß sie keine Milch mehr gab, geriet er in großen Zorn.

„Spitzbube, was hast Du mit meinem Brantwein gemacht?“ sprach er.

Ulen Spiegel antwortete:

„Ich habe ihn getrunken. Unter durchnähten Reitern ist der Brantwein eines einzigen der Brantwein aller. Ein Geizhals ist kläglich.“

„Morgen werde ich Dir im Zweikampf das Fleisch zerstückeln“, erwiderte Riesenkräft.

Nachdem Ulen Spiegel und Riesenkräft Sekundanten genommen hatten, sagten diese, sie sollten zu Fuß kämpfen, bis daß einer den Geist aufgäbe, wenn es dem Sieger gefiele; denn solches waren Riesenkräfts Bedingungen.

Der Kampfplatz war eine kleine Heide.

Gleich am Morgen legte Riesenkräft seine Rüstung als Schütze an. Er setzte die Pickelhaube mit Halsstück auf, ohne Visier, und zog ein Panzerhemd ohne Kermel an. Sintemalen sein anderes Hemd in Fetzen auseinander ging, legte er es in die Pickelhaube, um, wenn es not tat, einen Verband daraus zu machen. Er versah sich mit seiner Armbrust aus gutem Ardennen Holz, einem Bündel von dreißig Pfeilen, einem langen Dolch, aber nicht mit einem zweihändigen Schwert, welches der Bogenschützen Degen ist. Und er kam auf seinem Schlachtroß, das den Kriegssattel und ein Zaumzeug mit Federbusch trug und ganz gepanzert war, auf den Kampfplatz geritten.

Ulen Spiegel machte sich eine Ausrüstung wie ein gewappneter Edelmann, sein Schlachtroß war ein Esel; sein Sattel waren die Räder einer Dirne, das mit Federn geschmückte Zaumzeug aus Weiden, oben auf mit schönen, trefflich flatternden Hobelspänen geziert. Der Roffharnisch war aus Speck, denn das Eisen kostet zu viel, sagte er; Stahl ist unerschwinglich, und was das Kupfer anlangt, so hat man in den verwickenen Tagen so viele Kanonen daraus gemacht, daß nicht so viel übrig war, um ein Kaninchen in der Schlacht zu wappnen. An Stelle des Helmes setzte er einen schönen Lattichkopf auf, den die Schnecken noch nicht zerfressen hatten. Darauf ragte eine Schwannfeder, damit er im Verfeiden singen konnte.

Sein starrer, leichter Stoßdegen war ein rechtschaffener, langer, dicker Knüttel aus Fichtenholz, an dessen Ende ein Besen aus Zweigen des gleichen Holzes war. An der linken Seite seines Sattels hing sein Messer, das gleichfalls aus Holz war, auf der rechten Seite schaukelte sein trefflicher Streitkolben aus Holunderholz, von einer Rübe gekrönt. Sein Kürass bestand ganz aus Löhern.

Als er so ausgestattet auf den Kampfplatz kam, brachen Riesenkräfts Sekundanten in Gelächter aus; aber dieser selbst behielt seine fauertöpfische Miene.

Ulen Spiegel forderten Sekundanten die Beistehende Riesenkräfts auf, er möge seine ganze Rüstung von Panzerringen und Eisen ablegen, in Ansehung dessen, daß Ulen Spiegel nur mit Lumpen gepanzert sei. Riesenkräft willigte drein. Nun fragten Riesenkräfts Sekundanten die Ulen Spiegels, woher es käme, daß dieser mit einem Besen bewaffnet wäre.

„Ihr gewährtet mir den Knüttel, doch Ihr verbietet mir nicht, ihn mit Laubwerk aufzupuzen.“

„Nach's, wie Du's verstehst“, sagten die vier Sekundanten. Riesenkräft sagte keinen Ton und mekelte das kümmerliche Heidegewächs mit kurzen Degenhieben ab.

Die Sekundanten forderten ihn auf, seinen Stoßdegen gleich Ulen Spiegel durch einen Knüttel zu ersetzen.

Er antwortete:

„Wenn dieser Wicht aus freien Stücken eine so ungewöhnliche Waffe gewählt hat, so geschieht's, weil er vermeint, sein Leben damit verteidigen zu können.“

Da Ulen Spiegel abermals sagte, daß er sich seines Besens bedienen wolle, kamen die vier Sekundanten überein, daß alles recht sei.

Sie standen sich kampfbereit gegenüber, Riesenkräft auf seinem eijengepanzten Pferde, Ulen Spiegel auf seinem speckgepanzten Esel.

Ulen Spiegel rückte bis zur Mitte des Feldes vor. Dann sprach er, seinen Besen wie eine Lanze haltend:

„Stinkender als Pest, Ausmaß und Tod finde ich dieses Ungeziefer von schlechten Kerls, die in einem Lager von guten Kriegskameraden keine anderen Sorgen haben, als allerwegen ihre mürrische Frage und ihr zornschäumendes Maul herumzuführen. Wo sie verweilen, wagt sich das Lachen nicht hervor, und die Lieder schweigen. Sie müssen allezeit brummen oder sich schlagen, und dergestalt führen sie neben dem berechtigten Kampf für das Vaterland den Zweikampf ein, welcher der Ruin des Heeres und die Freude des Feindes ist. Gegenwärtiger Riesenkräft tötete einundzwanzig Menschen um ungeschuldiger Worte willen, ohne daß er jemals in Schlacht oder Scharmükel eine glänzende Tat der Tapferkeit getan oder durch seinen Mut die geringste Belohnung verdient hätte. Darum so gefällt es mir heute, das rüddige Fell dieses bissigen Hundes wider den Strich zu bürsten.“

Riesenkräft antwortete:

„Dieser Trunkenbold hat schöne Dinge über den Mißbrauch des Zweikampfes geträumt: es wird mir heute gefallen, ihm den Kopf zu spalten, um jedermann zu zeigen, daß er nur Heu im Hirne hat.“

Die Sekundanten zwangen sie, von ihren Tieren zu steigen. Dies tuend, ließ Ulen Spiegel den Lattich vom Kopf fallen, den der Esel ruhig fraß, doch er ward in dem Geschäft durch einen Fußtritt unterbrochen, den ihm ein Sekundant gab, um ihn aus den Schranken des Kampfplatzes zu treiben. Ebenso geschah dem Pferde. Und sie gingen, anderswo in Gesellschaft zu weiden.

Als bald gaben die Sekundanten — die besetzenden, das waren die Ulen Spiegels, und die degentragenden, das waren die Riesenkräfts — durch Pfeifen das Zeichen zum Kampf.

Und Riesenkräft und Ulen Spiegel fochten mütend miteinander, Riesenkräft schlug mit seinem Stoßdegen und Ulen Spiegel parierte mit seinem Besen. Riesenkräft suchte bei allen Teufeln, Ulen Spiegel wich ihm aus und hüpfte die Kreuz und die Quer durch die Heide, steckte die Zunge heraus und machte Riesenkräft tausend Fragen. Diesem ging der Atem aus, und er schlug mit dem Stoßdegen ins Blaue wie ein närrisch gewordener Söldling. Ulen Spiegel fühlte, daß er ihm nahe war, drehte sich pöflich um und gab ihm mit seinem Besen einen gewaltigen Stoß unter die Nase. Riesenkräft fiel mit ausgestreckten Armen und Beinen zu Boden, wie ein Frosch, wenn er verendet. Ulen Spiegel warf sich auf ihn und legte ihm das Gesicht ohne Erbarmen mit dem Strich und gegen den Strich. Dabei sagte er:

„Bitte um Gnade, oder Du sollst meinen Besen verschlingen.“ Und er rieb ohn' Unterlaß hin und her, zum großen Ergötzen der Anwesenden, und sagte immerfort:

„Schrei um Gnade oder Du sollst ihn verschlingen!“ Aber Riesenkräft konnte nicht schreien, massen er an der schwarzen Wut gestorben war.

„Gott hab Dich selig, armer Wüterich!“ sprach Ulen Spiegel. Und er ging fürbaß und bließ Trübsal.